



Im Arbeitszimmer von Martin Walser.

Photo: A. J. Koemeda

Gespräch mit Dr. Martin Walser in Nussdorf, D

Das Wichtigste im Leben entsteht nicht durch Entscheidungen

A. Jens Koemeda: *Oft hatte ich das Gefühl, lieber Herr Walser, dass Sie mit der Zeit sehr sorgfältig und bewusst – knauserig? nein, so weit will ich nicht gehen – wirtschaften.*

Martin Walser: Das mag stimmen.

Sie haben mir auch diesmal Vorschläge gemacht, wann ich anrufen soll, wann Sie nicht gerade am Arbeiten sind. In diesem Zusammenhang haben Sie mir einmal gesagt: Wissen Sie, Romane zu schreiben ... ja, das ist eine sehr harte Arbeit.

Es ist so, Romane sind enorm zeitraubend. Was man beim Romanschreiben investiert, das darf einem nie zuviel sein. Wenn ich an ein fertiges Buch denke, habe ich immer das Gefühl eines grossen Reichtums. Es enthält doch so viel: von diesem Thema, von jenem Thema, von dieser und jener Charakteristik ... es sind dabei unzäh-

lige Schilderungen von stofflichen und gesellschaftlichen Vorgängen, die ich zur Ausarbeitung meiner Figuren brauche; da sollten doch die Fakten auch stimmen. In «Angstblüte» z.B. auf 500 Seiten. Die Anstrengung ist wirklich gross ... und wenn ich fertig bin, sage ich mir: Nie wieder, nie wieder wirst du es schaffen, eine solche Stoffmasse in Prosa zu bewältigen! Oder «Die Verteidigung der Kindheit», ein anderes Beispiel: die ganze Dresdner Geschichte, die Schulzeit des Romanhelden ...

Alfred Dorn?

Ja, seine Studienzeit und die Lokalitäten in Berlin z.B. und in Wiesbaden, an all den Stellen musste ich recherchieren, sie kennenlernen vor Ort ... eine enorme Zeitinvestition. Ich habe aber nie angefangen zu schreiben, solange ich das

Korrespondenz:
Dr. med. Ada Jens Koemeda
«Breitenstein»
CH-8272 Ermatingen

Gefühl nicht hatte, da bin ich zu Hause, da kenne ich mich aus. Ja, harte Arbeit. Auf der anderen Seite ist es sehr schön, wenn ich einen Anruf von einem unbekanntem Mann aus Dresden erhalte, der mir sagt, er mache in der Stadt Führungen und er komme mit den Leuten auch an die Orte der Biographie von Alfred Dorn. Er gehe mit den Menschen an dem Haus vorbei, in dem mein Held geboren ist, Bauernbusch 22. Er denkt allerdings, ich sei geboren in diesem Haus, und er fragt mich z.B., wie lange ich dort gelebt habe. Ich sage, nein, ich bin kein Dresdner ... Und das ist sehr wohltuend! Dann ist man zufrieden und hat das Gefühl, die ganze Investition hat sich gelohnt.

Und auf der anderen Seite die Kritik. Eine oft unge-rechtfertigte und verletzende Kritik. Die muss um so mehr weh tun.

Ja. Es gibt allerdings auch wunderbare Kritiken. Kritiken, wo man sich erkannt, verstanden und gewürdigt fühlt. Natürlich gibt es ab und zu Un-verständnis.

Von Menschen mit einer anderen Biographie, mit einem anderen Blickwinkel der Betrachtung. Aber noch zu meiner vorherigen Frage: Ich kann mir gut vorstellen, dass Romane zu schreiben eine sehr an-strengende Variante der literarischen Aktivitäten ist. Sie haben sich aber für diese Form des Ausdrucks entschieden. Können Sie mir etwas zu den Hinter-gründen sagen?

Entschieden? Nicht ganz. Das Wichtigste im Le-ben entsteht, glaube ich, nicht durch Entschei-dungen ... es passiert vielmehr. Man kann sich auch einbilden, dass man dies oder jenes ableh-nen würde. Es kommt doch das eine, das andere, es kommen Erlebnisse und Erfahrungen, es gibt ein Interesse, und das Interesse wächst. Am An-fang hatte ich z.B. ein grosses Interesse am Thea-ter; von 1960 bis 1965, eigentlich bis 1980, habe ich Stücke geschrieben. Die ersten waren erfolg-reich, später nicht mehr. Ich habe allerdings immer gewusst, dass ich kein Stückeschreiber bin; ich habe dem Theater nie etwas Neues erschlossen, aber – ich habe gerne Dialoge ge-schrieben. Ja, es hat vielleicht auch etwas mit dem Alter zu tun. Das Theater ist doch mehr zeit- und modeabhängig; der Roman ist trotz allen Modernismen und Postmodernismen etwas Be-ständigeres. Das Theater ist viel aktualistischer, wie gesagt, modeorientiert.

Erst mit der Zeit war Ihnen also klar: Die wichtigste literarische Form ist für mich der Roman.

Ja. Da möchte ich aber noch etwas ergänzen: Das Recherchieren, die ganze Mühe der Stoffzuberei-

tung, all das wäre sinnlos, wenn man nicht eine Liebe hat ... zum Thema, zu den Figuren, denn: Schreiben kann man, wenn man alles gewissen-haft präpariert hat, nur aus Liebe. So habe ich es immer empfunden. Den Roman «Ein springen-der Brunnen» z.B., den habe ich aus Liebe geschrieben. Aus Liebe zu meiner Mutter, zu mei-nem Vater ... ich wollte einfach erfahren, wie es meinen Eltern in den dreissiger Jahren gegangen ist. Das wusste ich natürlich nicht genau. Aber meine Liebe für sie war so gross, dass ich die da-malige Zeit studiert habe und in ihre damalige Wirklichkeit immer mehr hineingekommen bin.

Und Sie haben sich in jenen Monaten des Schreibens auch selbst in die Zeit Ihrer Kindheit und Ihrer Jugend zurückversetzen können?

Ja, das ist schon richtig. Aber das war nicht das Motiv! Was Johann, die Hauptperson, bewegt hat, das war das Verhältnis zu seinen Eltern, zu seiner Mutter vor allem. Das war für mich das Schreibmotiv, von da schöpfte ich die Schreib-kraft, die man für diese anstrengende Tätigkeit braucht; und die kommt nur aus Liebe. Bei diesem Roman war es mir besonders deutlich. Warum? Nun, das weiss ich nicht genau; viel-leicht, weil mir die Eltern viel zu früh gefehlt haben. Und dann habe ich jahrelang auf die Gelegenheit gewartet, bis ich alles wieder ausgleichen kann ... durch das Schreiben: die Abwesenheit der Mutter, die Abwesenheit des Vaters. Und wenn ich weiter an den Roman «Die Verteidigung der Kindheit» denke, an diesen Buben, Alfred, an sein Verhältnis zu seiner Mutter ... Ohne meine Mutter und ohne mein Verhältnis zu ihr, ohne diese Erfahrung hätte ich den Roman nie schreiben können.

Wenn wir nun von Ihrem bereits überwundenen runden Geburtstag ausgehen und die letzten zwanzig, dreissig Jahre überblicken, gibt es da gewisse Erlebnisse oder Erfahrungen, auf die Sie jetzt am liebsten verzichten würden?

Erfahrungen sind ja nicht wählbar, die kann man sich nicht aussuchen; Fichte schreibt, Er-fahrung sei das System der mit dem Gefühl der Notwendigkeit verbundenen Vorstellungen. Aber zu Ihrer Frage: Das Negativste, was mir in den letzten zwanzig, dreissig Jahren widerfahren ist, hing immer mit der Politik zusammen. Öffentliche Meinung, Meinungsstreit, Diffamie-rung ... da habe ich einige Erfahrungen gemacht, von denen ich heute sage: Es wäre schön, wenn ich sie nicht hätte machen müssen. Sie wurden mir aber nicht erspart, vielleicht war ich da und dort auch selber schuld. Wenn ich mich nach diesen negativen Erfahrungen «richtig» ver-

hielte, dann müsste ich jetzt sehr vorsichtig geworden sein ... in allen politischen Meinungs- äusserungen.

Also ein ziemlich schweigsamer Mitbürger?

Ja! Ich weiss allerdings nicht, ob ich vorsichtig genug geworden bin. Aber bitte: All das sind Erfahrungen, für die man keinen einzelnen Menschen verantwortlich machen darf, denn – das sind, vor allem, Erfahrungen mit unserem Zeitgeist. Der Zeitgeist kann die verschiedensten Qualitäten haben, er hat in jedem Jahrzehnt auch eine andere Aufgabe und eine andere strafende Funktion; er bestimmt z.B., was man sagen darf und was nicht oder wie es zu sagen ist ... Insofern kann ein intellektueller Geist mit ihm schon in Konflikt geraten. Gut, ich habe es überlebt. Es war aber nicht immer nur angenehm.

Es würde Sie dem Leser – als Autor und auch als Mensch – näherbringen, wenn Sie einige von den schmerzenden Erfahrungen etwas konkreter benennen könnten; denn sie haben Wunden, möglicherweise auch Narben hinterlassen, die ebenfalls Ihr Schreiben beeinflussen.

Dreimal war es so. In den sechziger Jahren, zum Beispiel, als die Repräsentanten unserer politischen Macht dem Krieg in Vietnam zugestimmt und ihn unterstützt haben. Dagegen habe ich mich gewandt, gegen den Krieg und auch gegen die deutsche Stimmung für diesen Krieg. Und dann kam die erste öffentliche Abstrafung. Es hiess, ich stehe nicht auf dem Boden des Grundgesetzes; und ich wurde gleich als Kommunist abgestempelt. Ja, das war sehr schmerzhaft. Auch für meine Angehörigen, vor allem für meine Mutter; sie lebte damals in einem Dorf, für sie war es besonders schlimm. Und dagegen konnte man sich nicht gut wehren! Später hat man es selbst in Amerika anders gesehen. McNamara hat z.B. in seinen Memoiren geschrieben, der Krieg in Vietnam war ein Fehler. Ein teurer Fehler! Über zwei Millionen Menschen waren bereits tot. Und unsere Politiker während des Krieges? Die schickten nach jeder erfolgreichen Bombardierung Gratulationstelegramme nach Washington. Gut, das war das eine. Das zweite: Später – spät genug – ist mir die deutsche Teilung auf die Nerven gegangen. Seit 1977 habe ich angefangen, öffentlich zu sagen, dass ich für diese Teilung nie eine Billigung finde. Und prompt wurde ich zum Nationalisten gemacht, also wieder vom gleichen Zeitgeist bestraft. Überall konnte man das lesen: Der Walser, der Walser! ... Tja, jetzt ist er ganz rechts. Sicher, auch das empfand ich als äusserst unangenehm. Und das letzte war mein Verhältnis zur deut-

schen Vergangenheit, ich spreche hier von der Zeit meiner Paulskirchenrede. Damals haben Menschen angefangen über mich zu urteilen, die nichts von mir wussten, die nie eine Zeile von mir gelesen haben. Wobei: Ich war doch der erste, der über den Ausschwitzprozess berichtet hat; ich habe zu diesem Thema ein Theaterstück verfasst, «Der schwarze Schwan», und einen langen Aufsatz geschrieben, «Auschwitz und kein Ende» ... Bitte! All das war plötzlich weg! Nur weil ich die Sprache benützt habe, die für dieses deutsche Problem in jener Saison nicht gerade im Schwange war. Dann ist alles losgegangen. Das war wiederum sehr schmerzhaft; und später auch die Folgen davon ... an denen habe ich heute noch zu tragen. Ja, das sind die negativsten Erfahrungen meines Berufslebens. Man kann da gar nichts dagegen tun, man muss nur seiner Arbeit nachgehen und sich mit gewissen Fakten abfinden.

Nicht immer leicht, oft aber notwendig. Eine andere Frage: Liege ich richtig mit der Annahme, dass Sie über die negativen Erfahrungen aus dem privaten Bereich zu sprechen nicht für sinnvoll halten?

Es gibt keinen privaten Bereich ... für einen Schriftsteller. Es gibt einen persönlichen Bereich. Alles, was du schreibst, entspricht auch deinem persönlichen Verhältnis zur Sprache. Die Sprache selber ist aber ein öffentliches Mittel – ich sage immer, die Sprache ist eine Hochzeit aus Natur und Geschichte –, denn wenn ein Gefühl zur Sprache gebracht wird, dann ist es nicht mehr privat. Es ist z.B. absurd zu glauben, dass das, was in einem Roman passiert, die Wirklichkeit oder das Private des Schriftstellers ist. Ein Roman ist natürlich ein Ausdruck des Autors zu Phänomenen und Erscheinungen in einer bestimmten Zeit – mit allen ihren Charakteristika und zeittypischen Zügen. Wenn aber der Schriftsteller das zur Sprache gebracht hat, dann ist es aus der privaten Dimension erlöst. Ich glaube, es ist ähnlich wie bei Ihren Patienten ... die Äusserung eines Kranken ist in erster Linie etwas, was Sie interpretieren können und verstehen wollen; Sie meinen aber nie, dass das, was er sagt, die absolute Wahrheit sei.

Ja, das sehe ich auch so.

Am deutlichsten zeigt es sich doch bei den Träumen. Ich glaube, dass die meisten Menschen ihre Träume gar nicht erzählen können; sie beschreiben nur das, was sie für die Bedeutung ihres Traums halten. Oder anders gefragt: Wenn Ihnen jemand seinen Traum erzählt, können Sie einwandfrei erkennen, wie zuverlässig er Ihnen seinen Traum angeboten hat?

In den meisten Fällen nicht. Allerdings das, was er später verändert oder dazugenommen hat, das ist nicht bedeutungslos, das ich nicht nur ein Zufall.

Gut. Aber Sie erkennen das als etwas Dazuge-dichtetes?

Nicht immer. Häufig muss ich fragen: War es so im Traum, oder sind Ihre Überlegungen – nach dem Er-wachen – auch dabei?

Eben! Ich halte mich – denn seit Jahrzehnten praktiziert – für einen erfahrenen Träumer; des-halb bin ich auch mit dem nötigen Misstrauen ausgestattet. Vor allem beim Aufschreiben der Träume passiert doch unwillkürlich etwas – es entsteht doch zuletzt nur eine dem Tages-bewusstsein unterworfenen Version. Denn: So wild, wie der Traum nachts ist, kann es am Tag fast nie erscheinen.

Im wesentlichen einverstanden, Herr Walser. Aber von Traum und Nacht noch zurück zum Tag bzw. zum Alltag. Diese Frage hatten mir einige Kollegin-nen zugeflüstert, und ich versprach, sie nicht zu un-terschlagen. Es geht um Ihre Frau. Bei verschiedenen Interviews, in Ihrem Haus geführt, wurde sie als eine stille, zurückhaltende, nur im Hintergrund agierende Partnerin beschrieben. So erlebten wir sie schliesslich auch bei Ihren Lesungen in «Breitenstein» in Erma-tingen. Funktioniert die Dynamik in Ihrer Beziehung so, oder sind das bloss Eindrücke, die deshalb ent-stehen konnten, weil dem Betrachter immer nur ein schmaler Ausschnitt aus Ihrem Ehealltag zur Verfü-gung stand?

Ich halte es für eine Perspektive, in der ich uns, meine Frau und mich, nicht unterbringe. Wenn wir z.B. bei Ihnen in «Breitenstein» sind, dann sind doch unsere Aufgaben unterschiedlich ver-teilt ... Ich habe eine Lesung, und meine Frau sitzt im Zuschauerraum. Dann kann es natürlich so wirken. Momentan liest meine Frau die Fah-nenabzüge der Tagebücher und macht dazu ihre Bemerkungen. Dafür bin ich ihr sehr dankbar.

Die Texte sind also Ihrer Frau noch vor der definiti-ven Drucklegung vertraut. Wie reagiert sie z.B. auf die erotischen Buchseiten, an denen es in «Angst-blüte» wahrhaftig nicht mangelt?

Jaja! Da hat sie mich gewarnt! Und zwar in einem ganz bestimmten Bereich. Sie hat gesagt – und sie hat auch recht behalten –, das werden dir deine Leser übelnehmen! Für mich ist es aller-dings so: Ich weiss, warum ich das geschrieben habe; ich kann es als Prosatext rechtfertigen; es

hat für mich einen sprachbefreienden Charakter; und es entspringt auch einer langen vorherigen Entwicklung, die vor nichts haltmachen darf. Ich kann es so oder so sagen, bürgerlich oder unbürgerlich, gesellschaftlich konform oder anders ... es muss aber immer meine Sprache sein. Ein Autor, der nicht über das Sprachübliche hinausgeht, der sollte gar nicht erst schreiben ... Nun, das waren halt unsere Diskussionen. Ja, es ist so: Meine Frau hat völlig recht gehabt. Es war keine Katastrophe, aber es ist passiert.

«Ungehaltene Reden von ungehaltenen Frauen», eine Sammlung von fiktiven Reden von Frauen – zu kurz kamen sie damals alle – berühmter Männer, eine interessante und inzwischen auch recht be-kannte Betrachtung von Christine Brückner. Die Frage, die an mich gerichtet war: Was meinst du, wäre Frau Walser bereit, eine solche Rede zu schrei-ben ... oder uns zumindest ein Interview zu diesem Thema zu geben? Ich sagte der Kollegin natürlich, dass ich das nicht wisse, aber diesen Punkt abklären werde.

Meine Frau hat es immer abgelehnt, über mich zu sprechen. Übrigens auch unsere Töchter ha-ben es abgelehnt, über mich Auskunft zu geben. Dahinter steht doch eine Art Neugierde der Men-schen, nein, die sollte man nicht unterstützen.

Am Ende noch kurz zu unserem «Heilkundebereich». Die Fortschritte der Medizin in den letzten Jahrzehn-ten sind nicht zu übersehen. Jede Medaille hat aber zwei Seiten. Wo sehen Sie die Gefahr einer Sackgasse, die – bei dem jetzigen Tempo der Entwicklung – leicht übersehen werden könnte?

Die Kehrseite des Fortschritts in der Medizin, kommt mir vor, ist die den Fortschritt beglei-tende, durch den Fortschritt geweckte Erwar-tungsbereitschaft der Menschen. Man überlässt sich der Medizin mit Körper und Seele und büsst so allmählich den Instinkt zur Selbstdiagnose und zur Selbstheilung ein – und auch die natür-liche Aufmerksamkeit, die nicht unbedingt Hy-pochondrie sein muss. Die Natur selber sollte der erste Arzt bleiben. Ich kannte einen Mann, der ist, viel zu früh, gestorben, weil er sich ganz an die Medizin ausgeliefert hat.

Ich bedanke mich, Herr Walser, für Ihre freundliche Einladung nach Nussdorf. Wegen des wunderbaren Obstkuchens ein Kompliment an Ihre Frau. Und einen herzlichen Gruss bitte auch!